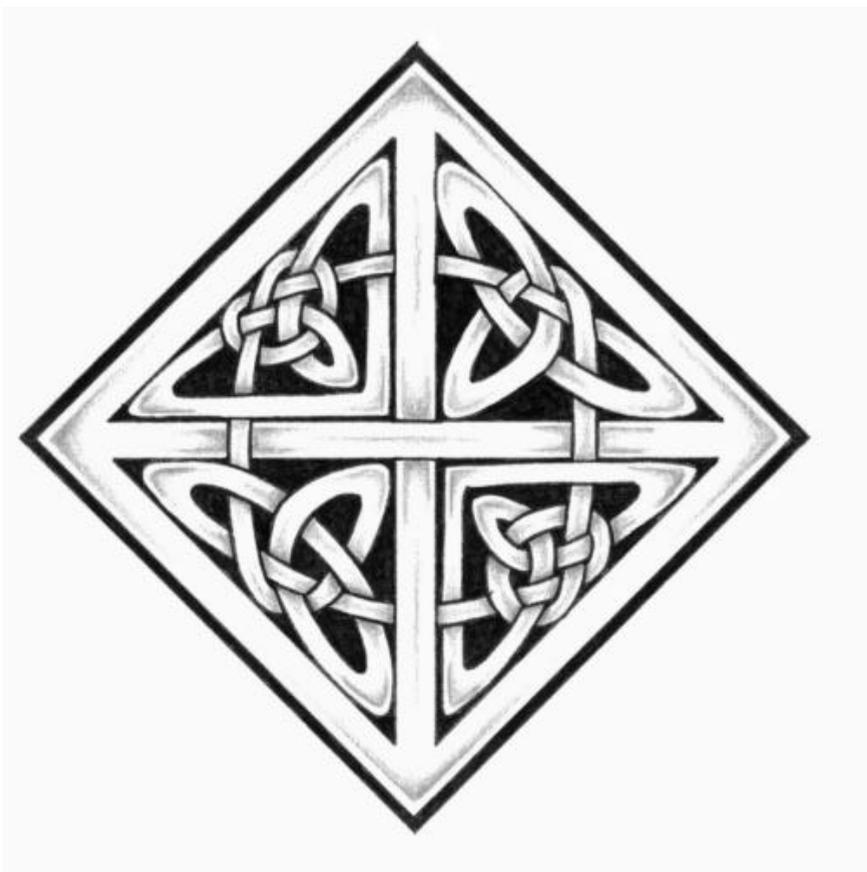


Der Topf voll Gold am Ende des Regenbogens



ein Abenteuer von Chez und Malhou

(c) 2004 www.GlobeTrottel.net, Ummendorf

Mit vielen Auszügen aus dem irischen Kulturgut und Verwendung des Begriffes „Auenland“ von J.R.R. Tolkien. Es hätte ihn bestimmt gefreut.

*Für Ratri, meine große Liebe
und den besten GlobeTrotter der Welt
zum 34. Geburtstag.*

„Bíonn siúlach scéalach“

gälisch, „der Reisende hat Geschichten zu erzählen“



Zur Abwechslung mal ein Vorwort

Nach „Auf der Fährte des Windes“, einem klassischen Reisebericht, „Transkarpaten“, einem Abenteuer aus der Perspektive eines Erzählers und „Der Tag des Felsens der großen Vögel“, in dem erstmals unsere Alter Egos (muß es korrekt Alter Nos heißen?) Chez und Malhou für uns die literarische Reise antreten durften, ist „Der Topf voll Gold am Ende des Regenbogens“ nun meine vierte aufgeschriebene Geschichte. Haben sich in Nordspanien die beiden tierischen Helden des Geschehens noch sehr eng an den Vorgaben ihrer geistigen Eltern orientiert, entkommen sie nun den Zwängen dieser Welt und leben in ihrer eigenen, die unserer aber doch so erschreckend ähnlich ist.

Im vorliegenden Laienschrifttum sind allenfalls die Route und der eine oder andere Charakter in stark entfremdeter Form der realen Reise ähnlich, so zum Beispiel die Figur des Patrick. Immer wieder habe ich irische Märchen und Mythen eingeflochten, zum Teil auch im Original, was dann in *kursiver* Schrift ausgedrückt wird. Der Wortlaut wurde in einem Fall (Der Sohn der Witwe, der Teufel und der Narr) durch einen Austausch des Namens angepaßt, sonst sind *kursive* Passagen Zitate aus *Irische Märchen*; Hetmann, Fredrik; Fischer Taschenbuch Verlag FFM; 1971 und von diversen Internetseiten (Pot O’Gold, Kinder von Lir, Legende vom Giant’s Causeway). Alle zitierten Inhalte sind geistiges Eigentum des irischen Volkes und nicht irgendwelcher Verlage oder Autoren.

U’dorf, im Juli/August 2004

Schnell war der Herbst gekommen, nachdem Chez und Malhou von ihrem Abenteuer auf der iberischen Halbinsel zurückgekommen waren. Die Tage wurden zunächst goldener, dann grauer, die Abende länger und dunkler, und so manches Mal erzählte Malhou seine Geschichte vom „Tag des Felsens der großen Vögel“. Chez hörte ihm gerne zu, und beide träumten dann von ihrer großen Reise. Bald kam der Winter mit fahlem, spärlichem Licht, und Schnee fiel im Auenland. Malhou ließ nun oft in seinem Reisebuch und studierte eifrig fremde Länder und alles Wissenswerte darüber. Als dem Winter der kalte Atem auszugehen begann, wurden beide von einer seltsamen Unruhe ergriffen, und sehnsüchtig lauschte Chez Malhous Worten, wenn er aus seinem Reisebuch vorlas. Beide schauten dann oft in sich versunken in die weite und liebliche Landschaft des Auenlandes, und bald war beiden klar, daß sie gerne wieder auf große Fahrt gehen würden.

Eines Tages, der Schnee schmolz bereits und der kleine Bach hinter ihrem Haus war vom Schmelzwasser stolz angeschwollen und rauschte kräftig, fand Malhou eine faszinierende Geschichte in seinem Buch.

„Chez!“, rief er aufgeregt, „ich muß dir unbedingt etwas vorlesen, hör genau zu.“ Malhou begann zu lesen:

Die Geschichte vom „Pot O' Gold“

Es war einmal ein altes Ehepaar. Es war sehr arm und hatte zuwenig zu essen.

Eines Tages war der Mann im Dorf, um Arbeit zu suchen, während die Frau im Garten Gemüse erntete. Als sie im

*Begriff war, eine Karotte aus dem Beet zu ziehen, ertönte eine zarte Stimme und schrie: „Was machst du da?“
Die Frau stutzte und fragte: „Wer spricht da?“
„Schau herunter! Ich bin ein Kobold.“
Als sie hinunter sah, stand dort ein Männchen und klopfte sich den Schmutz von seiner Kleidung.*

*Er stand auf und begab sich geradewegs in das Haus des Ehepaares, und die Frau folgte ihm. Auf ihrem bescheidenen Holztisch Platz nehmend erklärte der Kobold, warum er gekommen war.
„Weißt du, ich bin hier um dir und deinem Mann einen Wunsch zu erfüllen. Denkt genau darüber nach - ich komme morgen zurück!“
Mit diesem Satz verschwand er.*

*Das Ehepaar beriet sich die ganze Nacht, ohne zu einer Entscheidung zu kommen - gab es doch so viele Dinge, an denen es ihnen fehlte. Sie waren sehr erschöpft, als sie am nächsten Morgen das Stimmchen des Kobolds hörten.
„Ich bin hier, um jetzt euren Wunsch zu erfüllen!“
Das Ehepaar lief aufgeregt auf und ab.
„Geld!“, sagte die Frau plötzlich, „Reichtümer, Gold und Silber...“
„Werkzeug, ein vernünftiges Haus, eine Arbeit...“, erwiderte der Mann.*

„Ihr seid SELBSTSÜCHTIG!“, schimpfte der Kobold und plötzlich und es wurde still. „Deswegen werde ich euch keinen Wunsch erfüllen. Aber da ihr in Not seid, gebe ich euch einen Tipp. Ich habe einen Topf voll Gold am Ende des Regenbogens versteckt - ihr braucht ihn nur zu holen.“

Sofort drängte der Mann seine Frau: „Los, wir müssen gehen!“

Sie nickte, und das Ehepaar machte sich eilig auf den Weg.

Sie suchen noch immer nach dem „Pot O' Gold“, der der Legende nach am Ende des Regenbogens versteckt sein sollte.

Chez lächelte und sagte: „Das ist eine schöne und weise Geschichte, Malhou, woher kommt die?“

„Von einer Insel weit im Nordwesten, einer wunderschönen und grünen Insel mit Namen Irland“, antwortete Malhou.

„Irland“, sagte Chez langsam, „das klingt schön, eine grüne Insel, grün wie das Auenland.“

„Dann“, sagte Malhou feierlich, „dann laß uns nach Irland fahren!“

Die folgenden Wochen verbrachten die beiden mit Reisevorbereitungen. Sie beschlossen, nicht mit der roten Kutsche zu fahren, sondern dieses Mal ihre stählernen Rösser zu benutzen. So würden sie den ganzen Tag an der frischen Luft sein und den Duft des satten Grüns der Insel weit im Nordwesten riechen können. Chez stählernes Roß war flink, nicht besonders groß und blieb selbst im vollen Galopp ruhig, als schnurre es wie eine zufriedene Katze. Malhou hatte ein mächtiges Roß mit etwas rauherem und holprigerem Charakter, manchmal bockte es und schüttelte sich, aber Malhou kam gut mit ihm zurecht, schimpfte es zwar manchmal aus, aber vertrug sich dann auch schnell wieder mit ihm. Beide

hatten ihren Besitzern schon einige Freude bereitet und würden die lange Reise zur grünen Insel wohl problemlos absolvieren können, dachten sich die beiden. Beide hatten Satteltaschen auf die Rösser geschnallt, die alles Notwendige für ein Abenteuer aufnehmen konnten.

Ganz besonders wichtig war Malhou natürlich sein Reisebuch, in dem er noch so manche Geschichte aus Irland gelesen hatte. In den Märchen und Legenden kamen viele seltsame Wesen vor, da waren Kobolde und andere aus dem „kleinen Volk“, Feen und Tiere, aber auch Königskinder, Barden und Helden. Und natürlich der Topf voll Gold am Ende des Regenbogens, der ihn nicht mehr losließ und von dem er fortan jede Nacht träumte.

„Wenn ich erst den Topf voll Gold habe...“, sagte er in dieser Zeit oft zu Chez und die antwortete meist:

„Ja, Malhou, du und dein Topf voll Gold, nun freue dich aber auf die Reise zur grünen Insel.“

„Ob Irland wirklich so grün ist wie das Auenland?“, fragte Malhou, als sie auf ihren stählernen Rössern saßen, bereit zum Start zu einem neuen Abenteuer und einer Schatzsuche noch dazu. Die Tage waren wärmer geworden, und als die Störche wieder auf dem Schloß im Auenland wohnten, wußten sie, die Zeit zum Aufbruch war gekommen.

„Wir werden es sehen“, antwortete Chez, „aber selbst wenn nicht, ist es bestimmt wunderschön.“

„Auf geht's!“, rief Malhou, „die Suche nach dem Topf voll Gold ist eröffnet!“

Chez blickte Malhou mit etwas Sorge nach, als er auf die große Straße, die aus dem Auenland führte, einbog, bevor sie selbst ihrem stählernen Roß die Sporen gab.

Die Sonne schien lieblich an diesem 17. Tag des vierten Monats, und die Luft war angenehm warm. Die große Straße führte sie schnell an die Grenze des Auenlandes, an der sie ganz selbstverständlich anhielten, um einem Freund auf Wiedersehen zu sagen. Als sie auf eine wunderbar saftige Wiese traten und auf einen kleinen Baum zuhielten, wurden sie schon von weitem laut begrüßt.

„Hey ihr beiden, schön euch zu sehen, Chez Katze und Malhou Hund, verdammt kalter und langer Winter hier, aber jetzt ist Frühjahr, schön warm, schöner Regen, schön mild. Wirklich gut euch zu sehen!“

„Hallo Castañeto!“, sagten Chez und Malhou wie aus einem Mund.

„Du bist aber ganz schön gewachsen“, konstatierte Chez, „ein richtiger kleiner Baum.“

„Hey, ich sage ja, guter Boden hier im Auenland, nahrhaft und gut, und jetzt die Sonne dazu, die Wärme, der milde Regen.“

„Wir wollten uns verabschieden, für eine Zeit“, unterbrach Malhou ihn, „wir fahren auf eine grüne Insel weit im Nordwesten und suchen einen Topf voll Gold.“

„Einen Topf voll Gold, Malhou Hund“, fragte Castañeto, „was willst denn gerade du mit einem Topf voll Gold? Eure Töpfe sind doch reichlich gefüllt, und das Auenland hat genug für alle.“

„Mit einem Topf voll Gold“, brauste Malhou auf, „da kann man mehr kaufen als es im Auenland gibt, die

ganze Welt kann man kaufen, ein prächtiges Haus, ach was, einen Palast zum Beispiel mit großen Ländereien und einem Weiher mit Fischen!“

„Und was willst du mit der ganzen Welt?“, entgegnete Castañeto. „Wie auch immer, dann genießt die grüne Insel weit im Nordwesten und grüßt mir die Frauen und Männer vom Volk der Kastanien. Wo immer ihr sie auch antrefft, sie werden euch Schutz vor Regen gewähren.“

„Machen wir, Castañeto, versprochen!“, antwortete Chez und mit einem Winken zum Abschied gingen die beiden Abenteurer zurück zur großen Straße, wo ihre Rösser aus Stahl auf sie warteten.

„Sag mal, Malhou, was meinstest du mit dem Palast, wir haben doch die gemütliche Wohnung, in der wir leben, gefällt dir die denn nicht mehr?“, fragte Chez.

„Doch, schon, aber ein Palast ist ein Palast und du wirst schon sehen, wenn ich erst den Topf voll Gold habe“, antwortete Malhou.

„Ich weiß nicht“, sagte Chez, „ich freue mich jetzt auch schon wieder darauf in unser Zuhause zurückzukehren, obwohl wir die Grenze des Auenlandes noch nicht einmal passiert haben.“

Ihre Reise führte die beiden nun exakt nach Westen, genau wie damals, als die den Ort gesucht hatten, „an dem die Sonne im Meer versinkt“. Bald erreichten sie den dunklen, schwarzen Wald und schließlich den mächtigen Fluß westlich davon, an dem das Obst schon in voller Blüte stand und wunderbare Kompositionen aus allen möglichen Farben bildete.

„Herrlich, was?“, fragte Chez, „hier ist es schon viel wärmer als im Auenland.“

Noch weiter im Westen wurde es wieder hügelig, und schließlich erreichten sie den „Ort der vier Winde“, an dem sie rasteten.

„Der Ort der vier Winde, Chez, wir sind schon in den Vogesen, also in Frankreich“, las Malhou in seinem Reisebuch.

„Na dann wollen wir mal schleunigst einen Kaufmann aufsuchen“, sagte Chez lachend, „du willst doch bestimmt gerne einkaufen, was, Malhou, wo du doch so gerne den französischen Käse isst?“

Und so versorgten sich die beiden Reisenden mit allem, was ihnen lecker und nahrhaft erschien und verstaute es in den Satteltaschen ihrer stählernen Rösser, bevor sie ihre Reise nach Westen fortsetzten. Später am Nachmittag suchten sie eine Herberge, in der man ihnen Speis und Trank anbot und die ein gutes und gemütliches Quartier für die Nacht zu bieten hatte.

Gut ausgeruht ging es am nächsten Tag weiter, doch war es an diesem Tag kalt, regnerisch und stürmisch, so daß sie bald auf ihren stählernen Rössern erbärmlich froren und müde waren, da sie sich stets gegen den Wind stemmen mußten. In einer Gastwirtschaft tranken sie einen heißen Tee, um sich aufzuwärmen, und Malhou las zitternd vor Kälte in seinem Reisebuch.

„Das ist die Champagne, Chez, nicht mehr weit bis zur großen Stadt“, sagte er.

„Da fahren wir aber drum herum, Malhou, ich möchte auf keinen Fall mit den Rössern durch die große Stadt fahren, hörst du?“, entgegnete Chez.

„Das wäre alles kein Problem, wenn wir ein Haus auf Rädern hätten, darin wäre es warm und gemütlich und

wir hätten ein Bett und einen Tisch“, murmelte Malhou abwesend. „Wenn ich erst den Topf voll Gold habe...“

„Und so haben wir die Rösser aus Stahl, und das ist auch gut, Malhou“, fiel Chez ihm ins Wort, „und morgen scheint wieder die Sonne. Komm, weiter, laß uns noch ein wenig nach Westen fahren und dann eine Herberge suchen.“

Im strömenden Regen kämpften sich an diesem Nachmittag eine nasse Katze und ein nasser Hund auf stählernen Rössern durch die Gischt. Später suchten sie eine Herberge, Chez ging hinein, um den Wirt um ein Zimmer zu bitten während Malhou draußen auf seinem Roß saß und wartete. Sein Blick wanderte zum Boden und was er sah, jagte ihm einen riesigen Schrecken ein. Schnell sprang er herunter, und er untersuchte das Problem genauer, als Chez aus der Herberge kam und mit dem Kopf schüttelte.

„Ein Zimmer hat er schon, aber nichts zu Essen“, sagte sie, „etwas ungastlich, finde ich.“

„Schau da!“, rief Malhou fast hysterisch und zeigte unter sein stählernes Roß. „Öl, da läuft Öl raus! Und der Meister der Rösser im Auenland hatte deswegen doch extra noch einmal repariert und gesagt, das passiert jetzt nicht mehr“, jammerte er.

„Ist es viel?“, fragte Chez.

„Viel, was heißt viel, es kommt Öl heraus, aus dem Roß, Chez, aus dem Roß läuft Öl! Ich habe das satt, immer und immer wieder benimmt sich das Roß daneben, hat keine Manieren, ich habe das satt. Wenn ich erst den Topf voll Gold habe, kaufe ich ein neues, es gibt jetzt Rösser mit der Kraft von über 180 lebendigen Pferden!“

„Was willst du denn mit einem Roß mit der Kraft von über 180 lebendigen Pferden, dieses hier hat doch völlig ausgereicht?“, wandte Chez ein. „Gut, daß jetzt Öl herausläuft, ist nicht nett von ihm. Vor allem für den Boden, in den es läuft, ist es schädlich. Aber es wird die Reise schon überstehen, und im Auenland legt der Meister der Rösser noch einmal Hand an, und schon ist das Problem vergessen.“

Malhou war außer sich vor Wut und sagte kein Wort mehr. Schweigend stieg er auf sein Roß und gab ihm kräftig die Sporen.

An diesem Abend fanden sie etwas weiter im Westen eine nette Herberge und wärmten sich später am Kamin im Speiseraum. Malhou war immer noch wütend und schimpfte ohne Unterlaß über sein Roß. Dann, in ihrem Zimmer, schliefen sie müde und immer noch zitternd unter ihre Decken verkrochen ein.

Der nächste Tag war schon wieder freundlicher und führte sie an der großen Stadt vorbei an die Küste in eine Landschaft namens Normandie, wie Malhou herausfand. Von hier wollten sie am folgenden Tag ein großes Boot nehmen, das sie zur grünen Insel bringen sollte. Am Abend futterten die beiden eine Meeresfrüchteplatte und dachten an ihre Reise entlang der Nordküste Spaniens, dann schliefen sie noch eine Nacht und machten sich am folgenden Tag zum Hafen von Cherbourg auf, wo das große Boot schon auf sie wartete.

„Kommt an Bord“, rief der bärtige Kapitän, „wir warten schon auf euch! Stellt die Rösser aus Stahl im Bauch des Bootes ab und bindet sie gut fest, wir werden schwere See haben. Eure Kabine ist ganz unten, und stoßt euch

nicht den Kopf, wenn ihr bei Seegang die Treppen hinunter lauft.“

„Schwere See“, fragte Malhou zögerlich, „was meint er damit? Ist Wasser nicht immer gleich schwer, und was hat das mit uns zu tun, wir sind doch im Boot?“

„Schwere See“, erklärte Chez, „das heißt, es wird ein bißchen schaukeln, weil hohe Wellen im Meer sind.“

Die beiden fuhren ihre stählernen Rösser in den Bauch des Bootes und banden sie so gut fest, wie sie konnten, dann nahmen sie ihre Satteltaschen und suchten ihre Kabine.

Es schaukelte nicht etwas, sondern ganz gehörig, aber die beiden tapferen Abenteurer schlugen sich wacker. Selbst als sie nachts in ihren Betten hin und her gerollt wurden und das Wasser krachend immer wieder unter das große Boot schlug, das sich stampfend seinen Weg durch die Wellen bahnte, blieben sie bei guter Laune. Zur Mittagszeit des kommenden Tages war es soweit: Am Horizont tauchte Land auf – die grüne Insel lag vor ihnen!

Bald wurde die See ruhiger, und schließlich liefen sie unbeschadet in den Hafen Calafort Ros Láir im Südosten Irlands ein. Malhou war ein wenig mulmig zumute, mußten sie auf der Insel doch ihre Rösser auf der linken Seite der Straßen bewegen, während im Auenland und im Rest der bekannten Welt alle die rechte Seite benutzten. Vorsichtig fuhren sie ihre Rösser, denen es auch gut zu gehen schien, sieht man von einem Ölfleck unter dem von Malhou einmal ab, aus dem Bauch des großen Bootes und auf die Straße vom Hafen zur Stadt.

„Komisches Gefühl“, rief Malhou, als sie anhalten mußten, alles läuft spiegelverkehrt ab.

„Ich glaube, daran gewöhnt man sich schnell“, antwortete Chez, „mach einfach das, was ich mache.“

„Wohin fahren wir jetzt eigentlich?“, fragte Malhou, „ich habe keine Ahnung, wo der Regenbogen ist.“

„Laß uns die Insel im Uhrzeigersinn umrunden, dann fahren wir immer am Wasser entlang und kommen schließlich wieder hier her zum Hafen, so können wir uns nicht verirren“, schlug Chez vor.

„Das ist ein guter Plan“, antwortete Malhou, „dann mal los!“

In der Stadt Port Láirge hielten sie das erste Mal an, neugierig geworden durch ein Hinweisschild „Waterford Kristallmanufaktur“.

„Wollen wir uns das ansehen?“, fragte Chez, „das ist doch bestimmt interessant.“

„Warum nicht“, antwortete Malhou.

„Waterford Kristall“, wie es die Angestellten kurz nannten, war ein traditionsreicher Betrieb, der seit vielen, vielen Jahren wunderbares Kristall in Handarbeit herstellte. Bei ihrem Rundgang durch die Fabrik konnten sich Chez und Malhou die Arbeit der Künstler genau ansehen. Sie lernten, wie das Glas geblasen wurde und wie Meister ihres Faches dieses dann schliffen und gravierten. Einige Stücke gefielen Chez außerordentlich gut, so zum Beispiel eine große Vase mit einer gravierten Spinne darauf. Doch die Stücke waren zu groß, zu zerbrechlich und auch zu teuer, um sie mitzunehmen.

„Ach Chez, wenn ich erst den Topf voll Gold habe“, sagte Malhou schon fast etwas hochnäsig, „dann ist das

kein Problem mehr, dann trinken wir jeden Tag unseren Wein aus Kristall aus Port Láirge.“

„Das müssen wir nicht, Malhou“, antwortete Chez, „ich mag unseren Wein auch aus unseren Gläsern Zuhause oder aus den Bechern, den wir auf Reisen dabei haben, vor allem mag ich meinen Wein mit dir trinken.“

Malhou schüttelte den Kopf, sagte aber nichts mehr. Er schaute lieber auf den Horizont und suchte ihn nach einem Regenbogen ab.

Am Abend suchten sich die beiden ein Nachtquartier in Trá Mhór und gingen in das Dorf in ein Gasthaus, um etwas zu essen und zu trinken. Auf der grünen Insel tranken die Menschen meist ein schwarzes, nahrhaftes Bier, das auch Chez und Malhou ausgezeichnet schmeckte. Als sie so im Gasthaus auf einem Sofa saßen, viele Gasthäuser auf der Insel baten den erschöpften Reisenden Sofas statt harter Holzbänke, sprach sie ein alter Mann an und lud sie auf ein Schwarzbier ein.

„Hallo ihr beiden“, sagte er, „darf ich mich zu euch setzen?“

„Natürlich“, entgegneten die beiden.

„Mein Name ist Patrick“, sagte der Alte, „und ich lebe hier. Woher kommt ihr und was macht ihr hier?“

„Das ist Malhou Hund“, antwortete Chez, „und ich bin Chez Katze. Wir kommen von weit her aus dem Auenland und wollen uns die grüne Insel ansehen.“

„Das ist gut“, sagte Patrick, „die Insel ist wunderschön, ihr müßt entlang der Küste fahren, nach Westen, dort ist es herrlich zu dieser Jahreszeit.“

Patrick erzählte eine Menge von sich und seinem Leben in England, der großen Nachbarinsel von Irland. Seine

Familie stammte aus Irland und schließlich hatte es ihn dorthin zurückgezogen. Als seine Frau gestorben war, hatte er begonnen sich ausschließlich der Zucht von Gemüse zu widmen und damit sogar schon einige Preise gewonnen. Außerdem saß er gerne im Gasthaus auf dem Sofa, trank Schwarzbier und plauderte mit Reisenden.

„Du erzählst schöne Geschichten, wenn auch manche traurig sind“, sagte Chez schließlich, „es muß sehr bitter sein, wenn eine Person, mit der man 43 Jahre sein Leben geteilt hat, stirbt.“

„Ja, das ist es“, sagte Patrick und nahm einen kräftigen Schluck Schwarzbier.

„Bist du ein echter irischer Geschichtenerzähler?“, fragte Malhou neugierig.

„Nein“, sagte Patrick, „echte Geschichtenerzähler sind selten geworden in Irland. Früher gab es viele, vor allem alte Frauen, die abends an den Torffeuern in den Gasthäusern und Wohnstuben der Familien die alten Legenden und Märchen erzählten und sie dabei lebendig werden ließen. Heute ist das alles anders, niemand will mehr die alten Geschichten hören und es hat auch niemand Zeit dazu. Die letzten Erzähler sterben bald und mit ihnen das Geheimnis, das nur sie kennen.“

„Welches Geheimnis?“, fragte Malhou.

„Das Geheimnis“, antwortete Patrick leise, „die Geschichten so zu erzählen, daß sie lebendig sind und bleiben und trotzdem alles, was in das Reich der Geschichten gehört, auch dort bleibt, und die Grenze nicht überschreitet. Es hilft auch nichts, die Geschichten aufzuschreiben, nur richtig erzählt sind sie von magischer

Wirkung. Und falsch erzählt richten sie sehr viel Unheil an.“

„Kennst du die Geschichte vom Topf voll Gold am Ende des Regenbogens?“, fragte Malhou.

„Natürlich“, sagte Patrick, „die kennt in Irland wohl jedes Kind.“

„Und kannst du mir etwas darüber sagen, zum Beispiel, wo ich den Regenbogen finden kann?“, bohrte Malhou weiter.

„Ja, Malhou, ich kann dir etwas darüber sagen. Nämlich, daß es eine sehr schöne und weise Geschichte ist. Und, Malhou, denk an das Geheimnis der irischen Geschichtenerzähler und was ich dir darüber gesagt habe, und denk an die Grenze, die nicht überschritten werden darf.“

Patrick trank den letzten Schluck seines Schwarzbieres und gab dann Chez die Hand.

„Es war sehr nett, euch kennen zu lernen, Chez und Malhou. Ich bin müde und will schlafen gehen. Genießt die grüne Insel!“

Er klopfte Malhou auf die Schulter und blickte ihm tief in die Augen, dann verschwand er.

„Prima Kerl“, sagte Chez, „das war ein schönes Gespräch.“

„Ein alter Trottel“, schnaubte Malhou, „da tut er so geheimnisvoll und allwissend, und wenn es darauf ankommt, nur Geschwafel. Ich finde den Regenbogen schon alleine, dazu brauche ich keinen alten Narren wie ihn.“

„Malhou“, sagte Chez verblüfft, „was redest du denn da, er war doch so nett.“

„Ein alter Trottel, nichts weiter“, entgegnete Malhou, trank sein Schwarzbier und fuhr fort: „Laß uns schlafen gehen, wir haben morgen viel vor.“

Patrick hatte Recht gehabt, die Südküste der grünen Insel war wirklich sehr schön. Immer wieder hielten Chez und Malhou ihre stählernen Rösser an und blickten aufs Meer oder die Küste entlang. Die Sonne schien und es war mild, ein leichter Wind streichelte das Land und die beiden. Gegen Nachmittag kamen sie an die südwestliche Ecke Irlands und machten sich nun auf den Weg nach Norden.

An dieser südwestlichen Ecke ragten fünf langgestreckte Halbinseln ins Meer, die alle sehr schön sein sollten: Die zum Mizen Head, die zum Muntervary, die Beara Halbinsel, die Halbinsel Iveragh mit den vorgelagerten, mystischen Skellig Inseln und schließlich die Dingle Halbinsel mit den Na Blascaodaí Inseln. Von diesen Halbinseln hatten sich Chez und Malhou die Beara Halbinsel ausgesucht, die sie näher erkunden wollten. Die Halbinsel sollte schroff und unwirtlich sein, ein hoher Paß führte von einer Seite auf die andere und die kleinen Straßen waren wie für stählerne Rösser gemacht.

Die beiden Abenteurer bezogen Quartier in einer kleinen Stadt mit Namen An Gleann Garbh in der Herberge eines sehr alten Mannes. Das Haus war kalt, kälter als die Luft draußen, nicht oft von Gästen bewohnt, und obwohl sich der Alte alle Mühe gab, irgendwie leblos. Chez und Malhou machten es sich so gut es ging in ihrem Zimmer

gemütlich und erkundeten bald die kleine Stadt mit ihren Geschäften und Wirtschaften. Sie gingen früh schlafen und freuten sich auf den Rundweg um die Halbinsel Beara, den sie am nächsten Tag erforschen wollten.

Der nächste Tag war nebelig, und teilweise sahen sie die Hand vor Augen nicht, als sie über den Healy Paß von einer Seite der Halbinsel auf die andere wechselten. Gegen Mittag hatten sie die Spitze der Beara erreicht, den Garnish Point, und blickten auf Dursey Island.

„Was für ein Nebel“, rief Malhou, „das ist ja furchtbar!“
„Ich weiß nicht“, antwortete Chez, „ich finde, der Nebel paßt gut zu dieser rauhen, felsigen Landschaft.“

„Schön und gut, aber einen Regenbogen finden wir hier bestimmt nicht“, brummte Malhou und schlug den Weg zurück zu ihrer Herberge ein, die ihnen heute noch kälter und lebloser erschien als am Tag zuvor.

Am Abend kehrten sie in einem Gasthaus ein und bekamen einen deftigen, irischen Eintopf mit Hammelfleisch, Kartoffeln und Karotten. Chez schmeckte die stärkende Kost ausgezeichnet, Malhou dagegen starrte mit wenig Appetit in seinen Teller.

„Was ist los, Malhou, keinen Hunger?“, fragte Chez ihn.
„Hunger schon“, schnaubte Malhou, „aber ich will etwas Vernünftiges und nicht diese elende Suppe.“

Chez fiel der Löffel aus der Hand und schlug klirrend auf den Tellerrand.

„Elende Suppe, Malhou? Das ist ein typischer, irischer Hammeleintopf, und über den haben sich schon Generationen von Leuten gefreut, mich eingeschlossen. Was ist denn mit dir, du magst doch Eintopf?“

„Dann sollen den Eintopf die Generationen von Leuten essen. Wenn ich erst den Topf voll Gold habe, werde ich an einer herrschaftlichen Tafel speisen.“

Malhou verließ die Wirtschaft und ging mit knurrendem Magen wortlos in die Nacht und schließlich auf der Straße aus der kleinen Stadt An Gleann Garbh hinaus.

Er sah nichts als Wälder. Endlich erblickte er ein Licht zwischen den Bäumen in einiger Entfernung von der Straße und entdeckte einen Pfad, der auf das Licht zuführte. Er folgte dem Weg und kam an ein altes Schloß. Die Tür öffnete sich von selbst, in der Küche brannte ein helles Feuer. Es war ihm kalt gewesen, und er setzte sich hin, um sich zu wärmen.

Wie er nun so dasaß und sich genauer umsah, entdeckte er auf beiden Seiten der Feuerstelle eine Pfeife mit Tabak. Er nahm eine der Pfeifen und zündete sie sich an. Es standen aber auch noch zwei Töpfe neben dem Feuer, in dem einen kochte Rindfleisch und in dem anderen Hammelfleisch. Malhou aß aus beiden Töpfen, bis er satt war. Dann streckte er sich müde aus.

„Wenn ich hier einschlafe“, dachte er, „und jemand kommt und ißt von dem Fleisch, so wird er mich vielleicht töten. Besser ich verstecke mich.“

An einer Wand stand eine hohe Kiepe aus Weidenruten geflochten und voller Wolle.

„Das ist ein guter Platz für die Nacht“, sagte sich Malhou. Er grub sich also ganz und gar in die Wolle ein und ließ nur ein kleines Löchlein offen, durch das er die Küche beobachten konnte.

Nach einer Weile kamen zwei Katzen angesprungen, jede so groß wie ein Kalb. Sie setzten sich vor das Feuer und nahmen von den Töpfen die Deckel auf.

„Jemand ist vor uns hier gewesen und hat von unserem Fleisch gegessen“, sagten sie.

Dann nahmen sie das restliche Fleisch vom Feuer und verzehrten es. Nach dem Essen griffen sie nach ihren Pfeifen.

„Ich wünschte, ich würde den Mann erwischen, der meine Pfeife geraucht hat“, rief eine der beiden Katzen aus.

Als Malhou sie reden hörte, lief es ihm kalt über den Rücken, und er hatte Angst, sie würden ihn noch entdecken und ihn umbringen.

Die Katzen streckten sich vor der Feuerstelle aus.

„Erzähl mir die neuesten Neuigkeiten“, sagte die erste Katze.

„Ich habe mich heute in einen Sperling verwandelt“, berichtete die zweite Katze, „ich bin in den Garten des Königs geflogen. Und als ich erst einmal im Garten war, bin ich zu einem der Fenster geflattert. Der König hat nur eine Tochter. Sie saß am Fenster und öffnete es. Sie nahm ein Stück Brot und streute mir einige Krumen davon hin. Sie streckte ihre Hand aus, um mich zu fangen. Da hackte ich sie mit dem Schnabel in die Hand und vergiftete sie. Die Hand schwoll sofort an. In drei oder vier Tagen wird es am schlimmsten sein, danach aber muß sie sterben.“

„Und wie könnte sie geheilt werden?“, fragte die erste Katze.

„Das ist ganz einfach. Drei Fuß unter der Erde im Garten des Königs, in der Nähe eines großen Baumes, gibt es eine Quelle. Die Prinzessin kann nur geheilt werden, wenn man die Quelle ansticht und ihre Hände neunmal in dem Wasser gewaschen werden. Dann wird das Gift von ihren Händen verschwinden, wird sie aber innerhalb von neun Tagen nicht gewaschen, so muß sie sterben, und kein Arzt auf der Welt wird sie retten können.“

Malhou hörte aufmerksam zu und merkte sich jedes Wort. „Ich werde sie heilen“, dachte er bei sich. Die Katzen schliefen ein, und bei Morgengrauen sprangen sie auf und rannten davon. Malhou kroch aus seinem Versteck hervor und machte sich ohne Aufenthalt sogleich auf den Weg. Er atmete auf, als er die Hauptstraße wieder erreicht hatte und der Wald hinter ihm lag. Er lief bis zur Stadt. Dort stand das Schloß des Königs. Die Leute in der Stadt gingen nicht ihrer Arbeit nach, und alle Läden waren geschlossen.

„Warum sind alle Läden geschlossen?“, fragte Malhou den Alten, der ihre Herberge führte und der vor der Tür des kalten, leblosen Hauses stand.

„Die Tochter des Königs ist sehr krank“, erklärte der Mann. „Ihr Vater fürchtet, sie wird sterben müssen, und wir machen uns großen Kummer um sie.“

„Malhou, aufwachen“, flüsterte Chez dem großen Hund schon zum dritten Mal ins Ohr, „es ist hellichter Tag.“

Malhou öffnete vorsichtig die Augen und blinzelte. Er war schweißnaß, furchtbar hungrig, fühlte sich elend und müde.

„Du hast bestimmt furchtbaren Hunger, was? Warum wolltest du auch gestern nicht essen, dummer Hund? Na, ich hoffe, der Alte hat ein gutes und reichhaltiges Frühstück für dich. Nicht, daß heute wohlmöglich alle Läden geschlossen sind.“

Malhou zuckte zusammen und ein eisiger Griff legte sich um seine Kehle.

„Warum“, röchelte er, „warum sollten alle Läden geschlossen sein?“

„Weil heute Sonntag ist, Malhou, warum sonst“, antwortete Chez, „oder ist heute Samstag? Stimmt, es ist Samstag, na dann hat schlimmstenfalls das Sams dein Frühstück verputzt. Nun aber schnell, an den Tisch.“

Malhou nahm seinen ganzen Mut zusammen und stapfte müde zum Frühstückstisch. Die erste Mahlzeit des Tages fiel auf der grünen Insel sehr üppig und deftig aus. Eier, Speck, Schinken, Würste, Kartoffel, Tomaten und Brot waren ebenso vorhanden wie große Kannen mit Milch und Tee. Malhou mochte dieses Frühstück, aber heute schmeckte es ihm trotz seines Hungers nicht. Lustlos stocherte er herum, und Chez beobachtete ihn voller Sorge. Malhou beäugte mißtrauisch den Alten, der ihm doch noch vor kurzer Zeit erklärt hatte, die Tochter des Königs sei krank – oder war das alles nur ein Traum gewesen?

Zum Abschied begleitete der Alte die beiden Abenteurer nach draußen vor das kalte Haus und sah zu, wie sie ihre Satteltaschen auf den stählernen Rössern verstauten.

Schließlich trat er auf sie zu und sagte: „Gutes Wetter heute, viel, viel wärmer als gestern und viel Sonne. Prinzessinnenwetter nennen wir das auf der grünen Insel. Der Regen zieht ab, und da gibt es manchmal wunderbare Regenbögen. So, jetzt muß ich aber in den Garten und eine Quelle anstechen, sie ist nur drei Fuß unter der Erde nahe dem großen Baum. Auf Wiedersehen, ihr beiden!“

Malhou wurde übel. Er gab seinem Roß die Sporen und fuhr ohne sich umzublicken aus An Gleann Garbh hinaus Richtung Norden. Chez folgte ihm mit besorgter Miene.

Ihr Weg führte sie nun am Lough Leane vorbei, der inmitten des Cill Airne Nationalparks lag und bei dem die Umrundung der Halbinsel Iveragh, der Ring von Kerry, begann. Dieser Teil der grünen Insel wurde in Malhous Reisebuch als der Schönste beschrieben, und wahrscheinlich deshalb trafen die beiden Abenteurer hier auf unzählige Menschen aus allen erdenklichen Ländern. Um diesem Trubel zu entgehen und Malhou etwas zu schonen, reisten sie schnurstracks weiter nach Norden, passierten auch die Dingle Halbinsel, die große Stadt Trá Lí und überquerten schließlich die Mündung des großen Flusses Shannon mit einem Fährboot. Erst jetzt wurde Malhou etwas gefaßter, nachdem Chez ihm mehrfach verwundert versichert hatte, daß zwar England eine Königin, aber Irland weder einen König noch eine Königin hatte, und daß sicherlich auch keine Prinzessin krank war.

Eine schöne Herberge fanden sie in Ennis. Hier wollten sie einen Tag ausspannen, beschlossen sie. Ihr Wirt zeigte ihnen sein stählernes Roß, das blitzblank und

funkelnd in einem eigenen Stall stand, und wieder fluchte Malhou laut über sein Roß, das einmal mehr seinen Abstellplatz mit Öl markierte.

„Das allererste, was ich mache, wenn ich diesen verdammten Topf voll Gold endlich habe“, schnaubte er, „ist, mir ein neues Roß zu kaufen. Aber hier gibt es ja keinen Regenbogen und damit keine Schatzsuche.“

„Ich finde die Landschaft auch ohne Regenbogen atemberaubend schön“, sagte Chez, „und morgen fahren wir zu den hohen Klippen, das wird dir gefallen, Malhou. Komm, laß uns ein Schwarzbier trinken gehen.“

Tatsächlich war die Landschaft im Gebiet der hohen Klippen von Moher bezaubernd. Viele Seevögel brüteten in den Vorsprüngen der mächtigen Steilwand, und am Fuße der Felsen brachen sich tobend die Wellen der aufgewühlten See.

„Komm, weiter“, sagte Chez, „die Gegend im Norden von hier muß wunderbar sein, sie heißt Burren, wie der Wald im Auenland. Das ist keltisch und heißt Felsen.“

Und wahrhaftig war die Landschaft vor den Árainn Inseln ein einziger Felsen, zerklüftet wie eine Mondlandschaft, aber von vielen Tieren und Pflanzen bewohnt. Chez lief aufgeregt auf den Felsen herum und rief: „Ich laufe mal zum Wasser Malhou, bleibst du hier?“

„Ja“, antwortete Malhou, „ich habe genug Steine gesehen.“

Malhou schaute sich ein wenig um und entdeckte nicht weit von der Straße, auf der sie gekommen waren, ein kleines Bauernhaus mit einer Frau davor. Neugierig ging er darauf zu und inspizierte es. Als er gerade den Garten

ansehen wollte, sah er einen Mann den Weg entlang kommen und zu einem kleinen Fluß gehen. Malhou erschrak ein wenig und versteckte sich am Haus nahe einem Fenster. Er beobachtete, wie der Mann, der abgerissen und hungrig aussah, *sich einen hübschen runden Stein suchte, der die Größe eines Apfels hatte. Dann ging er zu dem Bauernhaus und fragte die Frau, ob er wohl einen Topf und etwas sauberes Wasser haben könne. Als der Topf mit dem Wasser vor ihm stand, wusch er den Stein, bis dieser ganz sauber und glänzend war. Die Bäuerin stand dabei und sah verwundert zu.*

„Ihr macht euch aber viel Mühe mit diesem Stein“, sagte sie.

„Warum nicht, gute Frau“, antwortete der Vagabund, „es ist ein Suppenstein.“

„Ein Suppenstein?“, fragte die Frau verwundert, „soll das etwa heißen, daß man mit diesem Stein eine Suppe kochen kann?“

„Freilich“, antwortete der Vagabund, ohne von seiner Arbeit aufzusehen, „und sogar eine ganz besonders schmackhafte Suppe.“

„Was ihr nicht sagt! Und das kann jeder?“

„Es spricht nichts dagegen“, meinte der Vagabund, „freilich, ein bißchen Verstand braucht es dazu schon.“

„Ja dann...“, sagte die Frau staunend, „würdet ihr mir verraten, wie man eine solche Suppe aus dem Suppenstein zubereitet?“

„Mit dem größten Vergnügen, liebe Frau“, rief der arme hungrige Mann aus.

Er schüttete das schmutzige Wasser aus, ging mit der Frau ins Haus, stellte den Topf auf den Herd, goß einen

halben Liter frisches Wasser hinein und legte dann vorsichtig den Stein dazu.

„So“, sagte er und rieb sich die Hände, „jetzt können wir mit dem Kochen beginnen.“

Die Frau sah aufmerksam zu, damit ihr auch nur kein Handgriff entgehe.

„Etwas Pfeffer und Salz könnten nichts schaden“, murmelte der hungrige Mann.

Schon lief die Bauersfrau und holte die Gewürze. Das Wasser begann zu sieden, und der hungrige Mann runzelte die Stirn: „Es dickt nicht genug“, sagte er, wie zu sich selbst, „eine Prise Mehl sollte wohl noch hinein.“

Die Frau reichte ihm eilig das Mehl.

Der Mann rührte. Die Frau starrte gebannt auf den Stein am Boden des Topfes, der jetzt nur noch undeutlich zu sehen war.

„Ach“, sagte der Vagabund, „ich sehe da einen Hammelknochen, den ihr gewiß eurem Hund geben wolltet. In unserer Suppe wäre er besser aufgehoben.“

Die Bauersfrau hatte zwar eigentlich nicht vorgehabt, den Knochen an den Hund zu verfüttern, denn es hing noch ein gutes Stück Fleisch daran, aber damit ihr nur nichts entgehe, gehorchte sie dem Vagabunden ohne Widerrede.

Der Mann kostete die Suppe: „...schmeckt gut und kräftig. Jetzt fehlen nur noch ein paar Kartoffeln.“

Und ohne sich um die Frau zu kümmern, die ihre Augen nicht von der brodelnden Brühe im Topf ließ, schälte der arme hungrige Mann ein halbes Dutzend Kartoffeln und schnitt sie in die Suppe.

„Der Stein kocht gut aus“, erklärte er, nachdem er noch einmal gekostet hatte, „aber wißt ihr, was der Suppe die

*letzte Feinheit geben würde? Ein paar Zwiebeln!“
Gesagt, getan. Der hungrige Mann schnitt die Zwiebeln
und schüttete sie in den Topf.*

*„So“, verkündete er, „jetzt sind wir fertig. Und ihr
werdet es schmecken... eine solch gute Suppe habt ihr
noch nie zuvor gegessen. Wollt ihr gleich einmal
kosten?“*

*„Nur ein wenig“, sagte die Bauersfrau, „ich bin gerade
erst vom Mittagessen aufgestanden. Hier ist eine kleine
Schüssel. Wenn ihr mir da hinein etwas abfüllen wolltet.
O ja... sie schmeckt vorzüglich. Was so ein Suppenstein
für Wunder tun kann! Könnt ihr mir den Stein nicht
verkaufen?“*

*„Ich schenke ihn euch“, sagte der Vagabund großzügig,
während ihm die heiße Suppe angenehm durch seinen
kalten und ausgehungerten Leib in den Magen rann.*

*„Zu gütig“, sagte die Bauersfrau, „aber dann müßt ihr
mir den Gefallen tun und euch auch von mir ein paar
Kleinigkeiten schenken lassen. Etwas Tabak, ein Stück
Speck... und hier, nehmt auch noch dieses Fläschchen mit
selbstgebranntem Schnaps. Ich lasse mich ungern von
jemandem an Großzügigkeit übertreffen.“*

*Der Vagabund bedankte sich. Er hatte seine Suppe
aufgegessen. Er steckte die Geschenke in seine Taschen
und stand auf.*

*„Vielen Dank, gute Frau“, sagte er, „jetzt muß ich mich
wieder auf den Weg machen, um auch anderswo den
Leuten zu zeigen, wie man mit einem Suppenstein
umgeht. Alles Gute und viel Glück.“*

Darauf nahm er die Straße wieder unter seine Sohlen.

Malhou hatte fasziniert zugehört und alles genau angesehen, schon seit einiger Zeit war ihm das Wasser in der Schnauze zusammengelaufen.

„So einen Suppenstein müßte ich haben, dann hätten wir immer lecker zu Essen“, dachte er bei sich. „Aber was kann ich dem Vagabunden schon schenken? Außer einem stählernen Roß, aus dem Öl läuft, habe ich ja nicht s. Mit dem Topf voll Gold könnte ich mir so viele Suppensteine kaufen, wie ich mag. Der Topf voll Gold, ich muß diesen Topf voll Gold finden. Ich muß...“

„Malhou!“, rief Chez laut aus, „Malhou, die Küste ist toll! Wo bist du denn? Oh, bist du etwa eingeschlafen? Tut mir leid, ich wollte dich nicht wecken.“

„Schon gut“, murmelte Malhou, „wir müssen weiter, weiter zum Regenbogen, ehe ihn ein anderer findet.“

Am nächsten Tag zogen die beiden Abenteurer weiter nach Connemara, eine rauhe und unwirtliche Gegend, lange gefürchtet unter den irischen Bauern, die, von den Engländern dorthin vertrieben, meist bei dem Versuch, dem kargen Boden etwas abzutrotzen, elend zu Grunde gingen. Chez und Malhou gefiel die reizvolle Landschaft außerordentlich gut, und in guten Zeiten wie jenen brauchte dort auch schon lange niemand mehr zu hungern. Connemara war übersät mit kleinen Seen und bestand an der Küste aus vielen miteinander verbundenen Inseln. Im Hintergrund ragten mächtig die Maumturk Berge auf, als säße darauf eine mythische Gestalt und beobachte das Treiben der kleinen Menschen, Katzen und Hunde in der Ebene.

„Richtig unheimlich hier“, sagte Chez am Abend, als sie in ihrer Unterkunft am prasselnden Kaminfeuer saßen. „Diese knorrigen Bäume und Sträucher sehen aus wie in den Geschichten mit dem kleinen Volk, die du mir aus deinem Reisebuch vorgelesen hast. Ich glaube, wenn es irgendwo Lepreachauns gibt, dann wohl hier.“

In Gedanken versunken nickte Malhou und griff nach seinem Reisebuch.

„Lepreachauns“, sagte er langsam, „ja, dazu gibt es eine schöne und interessante Geschichte.“

Dreimal lacht der Lepreachaun

Vor langer Zeit lebte einmal ein Bauer, der jeden Morgen zeitig aufstand, um nach seinem Vieh und der Ernte zu sehen.

Eines schönen Morgens ging er wieder hinaus, als er ein Geräusch hörte, das klang so, als ob jemand hämmere. Er blickte sich um und sah, daß nahe bei ihm ein riesiger Pilz aufwuchs. Er war erstaunt über die Größe des Pilzes, deswegen sah er genauer hin. Und was entdeckte er da? Nichts anderes als einen Lepreachaun, der sich ein paar Schuhe machte. Der Bauer sprang hinzu und bekam den kleinen Mann zu fassen.

„Nach dir habe ich schon lange Ausschau gehalten“, rief er, „dich lasse ich nicht mehr aus den Händen, bis du mir verrätst, wo ich Reichtümer finden kann.“

Man sagt nämlich, daß die Dänen, als sie Irland verließen, eine Menge Geld vergruben, und daß nur die Lepreachauns wissen, wo man es finden kann.

„Ich kann dir nichts sagen“, rief das kleine grüne Männchen, „ich weiß nichts von Schätzen und Geld.“

„Heraus mit der Sprache“, schrie der Bauer, „oder ich schneide dir den Kopf ab.“

„Ich weiß nichts, ich weiß nichts“, jammerte der Lepreachaun.

Der Bauer trug ihn ins Haus und sperrte ihn dort in eine große Truhe.

Sieben Jahre hielt er ihn so gefangen.

Eines Tages, als der Bauer an der Küste spazierenging, fand er ein großes Stück Holz, das von der Flut an Land gespült worden war. Er verkaufte es an einen anderen Mann, und als er von diesem Geschäft nach Hause kam, hörte er den Lepreachaun in der Truhe lachen.

Zuerst kümmerte sich der Bauer nicht weiter darum, aber als die sieben Jahre voll waren, nahm er den Lepreachaun aus der Truhe.

„Verrate mir, wo ein Schatz liegt?“

„Ich weiß von keinem Schatz.“

„Warum hast du dann gelacht?“

„Man wird doch noch lachen dürfen“, sagte der Lepreachaun.

„Dich will ich lachen lehren“, antwortete der Bauer.

„Ich werde dich abermals sieben Jahre in die Truhe sperren, danach wirst du mir schon sagen, wo ich nach dem Schatz suchen muß.“

Eines Tages, kurz darauf, kam ein alter Mann an dem Bauernhof vorbei. Der Bauer saß beim Frühstück, und er lud den armen Mann ein, am Tisch bei ihm Platz zu nehmen und mit ihm zu essen.

„Nein danke, ich muß eilig weiter“, antwortete der alte Mann.

Kaum war der Alte fort, da brach sich der Bauer ein Bein. Wieder lachte der Lepreachaun, und wieder achtete der Bauer weiter nicht darauf.

Als jedoch abermals sieben Jahre um waren, holte er den kleinen Mann zum zweiten Mal aus der Truhe.

„Wenn du mir jetzt nicht sagst, wo ich einen Schatz finden kann, schlage ich dir wahrhaftig den Kopf ab“, schrie er ihn an.

„Tu, was du nicht lassen kannst. Ich kann dir nichts sagen“, antwortete der Lepreachaun.

Der Bauer schloß ihn wütend wieder in die Truhe ein. Kurze Zeit darauf hörte der Lepreachaun in seinem Gefängnis, wie der Bauer davon erzählte, er wolle auf den Jahrmarkt gehen.

Wenn in jener Zeit jemand etwas Geld besaß, so vergrub er es in der Erde, weil er fürchtete, es könne an einem anderen Ort gestohlen werden. Es gab damals viele Diebe, und ein paar davon leben ja auch heute noch.

Ehe der Bauer sich zum Jahrmarkt auf den Weg machte, ging er zu seinem Versteck, um etwas Geld zu holen.

Das beobachteten Diebe.

Der Bauer ging zum Jahrmarkt. Der Bauer kam wieder heim, und abermals lachte der Lepreachaun.

Wütend sprang der Mann zu der Truhe, packte den Lepreachaun beim Kragen und hielt ihn hoch in die Luft.

„Das ist nun schon das dritte Mal, daß du lachst, seitdem ich dich gefangen habe“, sagte er, „was gibt es nun schon wieder zu lachen?“

„Es gibt viele Dinge, die manch einer besser nicht weiß“, sagte der Lepreachaun.

„Genug mit dem törichtem Gerede“, schrie ihn der Bauer an, „ich lasse mich von dir nicht länger zum Narren halten. Sag mir auf der Stelle, warum du gelacht hast.“

„Bist du ganz sicher, daß du es wissen willst?“, fragte der Lepreachaun.

„Was sonst... also heraus mit der Sprache!“

„Nun“, sagte der Lepreachaun, „du erinnerst dich gewiß noch an den Tag, als du den großen Balken unten am Meer gefunden hast!“

„Ja und?“, fragte der Bauer.

„Der Balken war hohl und steckte voller Geld. Der Mann, dem du den Balken verkauft hast, ist seither reich geworden.“

So viel ist wahr“, sagte der Bauer, „aber nun sag mir auch, warum hast du das zweite Mal gelacht?“

„Ach, warum willst du es wissen!“

„Nun sag schon.“

„Nun gut“, sagte der Lepreachaun, „du erinnerst dich gewiß auch noch an den Tag, an dem der alte Mann hier vorbeikam. Du ludst ihn ein, mit dir zu essen, und er lehnte ab. Als er deine Einladung ausschlug, schlug er damit auch dein Glück nieder. Er war noch nicht lange fort, da hast du dir das Bein gebrochen. Wäre er bei dir zum Frühstück geblieben, so wäre die Gefahr an dir vorbei gegangen.“

„Und jetzt sag mir auch noch, warum du zum drittenmal gelacht hast?“

„Erlaß es mir“, bat der Lepreachaun, „ du wirst dich nur ärgern, wenn du es weißt.“

„Ich will es wissen.“

„Schon gut“, sagte der Lepreachaun, „als du dich bereit machtest, um auf den Jahrmarkt zu gehen, da holtest du aus deinem Versteck auf dem Feld etwas Geld. Ein paar Münzen hast du in die Tasche gesteckt. Diebe haben dich beobachtet. Als du auf dem Jahrmarkt warst, kamen sie zu der Stelle zurück und stahlen dir den Rest.“

Wütend rannte der Bauer hinaus, um nach seinem Geld zu suchen. Vor lauter Ärger vergaß er, den Lepreachaun wieder einzusperrern, und kichernd rannte das kleine grüne Männchen davon.

Der Bauer lief auf den Acker. Er grub hier. Er grub dort. Er suchte nach dem Geld und fand es nirgends. Und wenn ihm der Lepreachaun nicht schon vorher gesagt hätte, daß es gestohlen worden war, so hätte er wohl bei der Suche den letzten Rest Verstand verloren, den er noch besaß.

Malhou blickte Chez schweigend an, als er mit dem Vorlesen fertig war.

„Das ist schön, ich mag irische Märchen“, sagte Chez. „Der Lepreachaun“, führte sie fort, „ist nur einer von vielen Feen in der irischen Sagenwelt, da gibt es noch Seejungfrauen, Banshee, Pooka, Clurricane und Ganconer, und alle haben ihre Rolle in der irischen...“

„Das ist es“, murmelte Malhou. „Das ist es!“, sagte er dann laut.

„Was ist was?“, fragte Chez verdattert.

„Natürlich, der Topf voll Gold – das Gold der Dänen! Und nur der Lepreachaun weiß, wo es liegt. Der Schlüssel ist das kleine Volk!“, rief Malhou.

„Ach Malhou“, seufzte Chez, „das sind doch nur Märchen und Geschichten, und hör bitte endlich auf, die ganze schöne Reise zu verderben, weil du nur noch an diesen Topf voll Gold denken kannst, das sind Legenden und Erzählungen – nichts weiter.“

Malhou sagte nichts und nahm noch einen kräftigen Schluck vom Schwarzbier.

Am folgenden Tag trieben die beiden Reisenden aus dem Auenland ihre stählernen Rösser mächtig an und gelangten schließlich in die Gegend von Sligeach, der letzten Stadt vor dem rauhen Norden der grünen Insel. Am Rande der Bucht von Sligeach fanden sie eine wunderbare Herberge im alten Pfarrhaus von Easky, die von einem sehr netten Ehepaar aus einer gigantischen Stadt im Süden Englands betrieben wurde. Außer den beiden Menschen gab es noch vier Hunde, einige Katzen, Esel und Hühner, außerdem einen prächtigen und großen Garten, in dem es sich sehr schön sitzen ließ.

Chez und Malhou fühlten sich sehr wohl bei den vielen Tieren und erzählten auch gerne mit den Gastgebern. So kam es, daß sie abends nach dem Wirtshausbesuch noch im Wohnraum saßen und plauderten. Malhou hatte gerade angefangen, allen Anwesenden seine Geschichte vom „Tag des Felsens der große Vögel“ zu erzählen, als Chez von einer merkwürdigen Unruhe ergriffen wurde. Mehrfach lief sie ans Fenster und blickte in die Nacht, wußte aber selbst nicht warum oder was sie suchte. Malhou hatte es sich richtig bequem gemacht und lag zusammen mit den anderen großen Hunden auf einem

weichen Teppich, scheinbar sollte seine Erzählkunst an diesem Abend einen neuen Höhepunkt erreichen.

„Malhou“, unterbrach ihn Chez, „ich gehe noch mal in den Garten, möchtest du mitkommen?“

„Jetzt?“, fragte Malhou ungläubig, „ich erzähle gerade von den großen Vögeln, und wenn ich fertig bin, erzähle mir unsere Gastgeberin das Märchen der Kinder von Lir. Kennst du das schon?“

„Nein“, entgegnete Chez, „aber ich muß jetzt raus, ich weiß nicht warum, ich bin gleich wieder da.“

Chez stand vom Sofa auf, strich flink in den Flur, an den vielen Bildern, die ihre Gastgeber gemalt hatten, vorbei, schob den schweren Riegel der massiven Holztür beiseite und öffnete diese. Die kühle Nachtluft, leicht salzig und frei von allen Verschmutzungen, strich ihr um die Schnauze. Die Sterne waren nicht zu sehen, und auch den Mond konnte sie nur als fahle, silbrige Scheibe tief am Himmel erahnen. Sie ging durch einen kleinen Bogen, der von Kletterpflanzen bewachsen war, in den großen Garten des alten Pfarrhauses und atmete tief durch.

Plötzlich nahmen ihre feinen Ohren ein Geräusch wahr, eine Art Kratzen und Scharren nahe einem uralten und großen Baum. Sie ging geradewegs darauf zu und blieb dann mit offener Schnauze stauend stehen. Am Baustamm lehnte ein kleiner, in grün gekleideter Gnom, daneben ein nicht viel größerer im rotem Mantel, mit roter Nachtmütze, einer Lederschürze und langen, blauen Strümpfen. Während der grüne Mann sie musterte, war der in rot gekleidete nur damit befaßt, Honig aus einem tönernen Krug in sich hinein zu stopfen, der vor ihm

stand, und ab und an mit einem großen Schluck Milch aus einer blechernen Kanne nachzuspülen.

„Wer seid ihr?“, stotterte Chez.

„Wir?“, sagte der grüne Mann forsch, „hier auf der Insel nennt man uns das kleine Volk. Ich bin ein Lepreachaun und der gefräßige Kollege ist das, was man wohl einen Clurricane nennt.“

Der rote Gnom schaute kurz auf und nickte, gab sich dann aber wieder schmatzend seinem Honig hin.

„Ich muß mit dir reden, Chez Katze, und zwar über deinen Freund Malhou.“

„Über Malhou?“, fragte Chez, „wartet, ich hole ihn.“

„Nein, nein“, sagte der Lepreachaun, „nicht mit ihm, sondern mit dir über ihn. Ich denke, er macht einiges falsch im Moment, unser Reich ist in Aufruhr.“

„In Aufruhr? Euer Reich ist in Aufruhr? Wegen Malhou?“, fragte Chez.

„Ja, wegen Malhou“, sagte der Lepreachaun und der Clurricane grunzte zustimmend, bevor er der Milchkanne den Rest gab.

„Diese fixe Idee mit dem Topf voll Gold, das ist nicht gut für uns alle, und er sollte davon die Finger lassen. Mach ihm das besser klar, hörst du, Chez?“

„Der Topf voll Gold? Dann gibt es ihn wirklich? Und Malhou hatte Recht mit dem Gold der Dänen, und nur ihr Lepreachauns wißt, wo man es findet?“, fragte Chez.

„Darum geht es nicht“, entgegnete der Lepreachaun ärgerlich, „wirklich oder nicht, dänisch oder nicht, egal. Worum es geht ist die Grenze, die nicht überschritten werden darf. Wenn die Grenze überschritten wird, wird

es gefährlich. Hörst du, Chez, gefährlich! Und zwar für uns alle, auch für Malhou. Dieses Mal steht mir noch dieser gefräßige Nichtsnutz hier zur Seite, ich möchte beim nächsten Mal nicht mit einem Banshee wiederkommen, hörst du. Du weißt, was ein Banshee bedeutet?“

Der Clurricane rülpste laut und Chez schluckte.

„Genau“, sagte der Lepreachaun, „ein Banshee kündigt vom Tod eines geliebten Menschen, und glaub mir, das gilt auch für andere Geschöpfe als Menschen. Also stoppe seine Gier!“

„Chez?“, sagte Malhou zum wiederholten Mal, „Chez, wir sollten schlafen gehen, es ist spät, und unsere Gastgeber sind auch müde. Die Geschichte der Kinder von Lir war prima, zu schade, daß du sie verschlafen hast.“

„Wo bin ich?“, stammelte Chez.

„Wo du bist?“, antwortete Malhou, „im Wohnraum des alten Pfarrhauses, wo du vor über zwei Stunden eingeschlafen bist, wo sonst?“

„Der Lepreachaun“, stammelte Chez, „und der Clurricane... Bitte keinen Banshee...“

„Ein Lepreachaun?“, fragte Malhou, „wo ist ein Lepreachaun? Nur die wissen, wo die Dänen das Gold versteckt haben. Und einen Clurricane könnte ich auch gebrauchen. Die alten Geschichten sagen, wer einen fängt, bekommt einen Beutel Gold von ihm, damit er wieder frei kommt. Topf voll Gold, Beutel voll Gold, wo ist der Unterschied? Also sag mir bitte Bescheid, wenn du einen siehst, hörst du Chez?“

„Ach Malhou“, sagte Chez mit belegter Stimme, „laß uns schlafen gehen, alle sind müde.“

Der nächste Tag begann wie immer auf der grünen Insel mit einem opulenten Frühstück. Allerdings fiel es an diesem Tag etwas weniger opulent aus als geplant, da nach Auskunft der Wirtin auf bislang ungeklärte Weise über Nacht die gesamten Vorräte an Milch und Honig abhanden gekommen waren. Sie verdächtigte den kleinen Hund, den sie zu Gast hatten, allerdings wußte Chez, daß das nicht stimmen konnte, weil ein so kleiner Hund unmöglich einen Krug Honig und eine Kanne Milch leeren konnte. Malhou kümmerte das Fehlen von Milch und Honig wenig, er erzählte Chez die Geschichte der Kinder von Lir, die er am vergangenen Abend gehört hatte:

Die Kinder von Lir

Es war einmal ein König, Lir genannt, der vier Kinder hatte. Eine Tochter, mit Namen Fionnuala und drei Söhne mit Namen Aodh, Fiachra und Con.

Ihre Mutter, die Königin war tot. Die Kinder waren sehr traurig darüber, da sie ihre Mutter schrecklich vermißten. Sie vermißten die Geschichten, die sie ihnen immer erzählte, die Spiele, die sie immer mit ihnen spielte und die Lieder, die sie ihnen immer zum Einschlafen vorsang.

Der König sah, daß seine Kinder traurig waren und eine Mutter brauchten. So beschloß er, wieder zu heiraten. Seine neue Braut hieß Aoife. Sie war wunderschön, aber nicht die herzswarme Person, die der König in ihr sah.

Aoife war sehr eifersüchtig auf die vier Kinder, da ihr Vater sie über alles liebte. Sie wollte den König für sich allein haben und beschloß, die Kinder aus dem Weg zu räumen. Sie bat einen Druiden um Hilfe, und zusammen dachten sich die beiden einen schrecklichen Fluch aus.

In der Nähe des Schlosses befand sich ein wunderschöner See, an welchem die Kinder viel Zeit mit Spielen verbrachten. Eines Tages ging Aoife mit den Kindern zum See. Als die Kinder im Wasser spielten, zauberte Aoife einen magischen Nebel über die Kinder. Plötzlich erschien ein greller Blitz, und die Kinder verschwanden. An ihrer Stelle erschienen vier wunderschöne weiße Schwäne.

Einer von ihnen öffnete seinen Schnabel und sprach mit Fionnualas Stimme. „Oh, was hast du uns angetan?“, fragte sie mit furchtsamer Stimme.

„Ich habe euch mit einem Fluch belegt“, erwiderte Aoife. „Nun gehört alles, was euch gehörte, mir. Ihr werdet Schwäne sein für die nächsten neunhundert Jahre. Ihr werdet dreihundert Jahre an diesem See verbringen, dreihundert Jahre auf der Sea of Moyle und dreihundert Jahre auf der Insel Glora. Nur der Klang einer Kirchenglocke kann den Zauber brechen.“

Als die Kinder an diesem Abend nicht nach Hause kamen, ging der König zum See, um sie zu suchen. Als er näher kam, schwammen vier Schwäne auf ihn zu. Tief bewegt hörte er sie plötzlich nach ihm rufen.

„Vater, Vater“, riefen sie, „wir sind deine Kinder. Aoife hat uns mit einem schrecklichen magischen Zauber belegt.“

Der König rannte zum Schloß zurück und bat Aoife die Schwäne wieder in seine Kinder zu verwandeln. Aber Aoife weigerte sich. Da erkannte der König, wie selbstsüchtig sie war und verbannte sie aus seinem Königreich. Lir versprach jedem, der den Zauber brechen würde, eine große Belohnung, aber niemand konnte ihm helfen.

So verbrachte Lir den Rest seines Lebens am See. Er blieb bei seinen Kindern, erzählte und sang mit ihnen, bis er alt wurde und starb, was den Schwänen das Herz brach. Nie wieder sprachen oder sangen sie und niemand kam mehr, sie zu besuchen.

Dreihundert Jahre vergingen und als die Zeit heran war, machten sie sich auf den Weg zur kalten und stürmischen Sea of Moyle zwischen Irland und Schottland. Die armen Schwäne wurden von den wilden Wellen hochgeschleudert und flogen gegen die scharfen Felsen. Es war ein entbehrungsreiches Leben mit wenig Futter und nur langsam vergehender Zeit.

Als die Zeit heran war, zur Insel Glora zu fliegen, waren die Schwäne schon alt und müde. Zum Glück war es auf dieser Insel wärmer, und es gab ausreichend Futter. Aber die Schwäne waren sehr einsam.

Eines Tages hörten sie den Klang, auf den sie neunhundert Jahre gewartet hatten. Es war der Klang einer Kirchenglocke. Die Glocke wurde im Turm einer kleinen Kirche geläutet. Ein alter Mann, Caomhóg mit Namen, stand davor. Er war sehr überrascht, die Schwäne reden zu hören und hörte sich ihre traurige

Geschichte mit Ergriffenheit an. Dann ging er in die Kirche und brachte etwas Weihwasser mit. Damit bespritzte er die Schwäne, während er betete. Sobald das Wasser die Schwäne berührte, verwandelten sie sich auf wunderbare Weise in eine sehr, sehr alte Frau und in drei sehr, sehr alte Männer. Lirs Kinder fürchteten sich, aber Caomhóg erzählte ihnen von Gott und seiner Liebe für alle Menschen. So verloren sie ihre Furcht, und Fionnuala legte ihre Arme um ihre Brüder, und alle vier Menschen fielen zu Boden, tot.

Caomhóg bestattete sie in einem Grab. In der Nacht träumte er, daß er vier Schwäne zu den Wolken fliegen sah, und wußte, daß die Kinder von Lir auf ihrem letzten Weg in den Himmel waren, um wieder bei ihrem Vater und ihrer Mutter zu sein.

Chez seufzte und Malhou sah sie zufrieden an.

„Schön, oder?“, fragte er.

„Ja, Malhou, eine schöne Geschichte“, pflichtete Chez ihm bei, „aber vielleicht solltest du mal aufhören nur an Geschichten zu denken.“

„Warum?“, fragte Malhou verblüfft, „schließlich bin ich Geschichtenerzähler, hast du das vergessen, Chez?“

„Nein, Malhou, natürlich nicht, ich dachte nur, es wäre vielleicht besser... ich weiß nicht... ich dachte...“, stotterte Chez.

„Komm, wir sollten aufbrechen, wir müssen schließlich noch den Regenbogen finden oder wenigstens einen Lepreachaun, der weiß, wo diese Dänen das Gold vergraben haben“, drängte Malhou, „Ich mag gar nicht daran denken, wieviel Öl heute Nacht wieder aus meinem stählernen Roß getropft ist, ich kann es kaum noch

erwarten, ein Neues zu kaufen. Wenn ich doch endlich den Topf voll Gold hätte.“

Chez blickte Malhou erschrocken und traurig an. War das wirklich ihr Malhou, der so redete? Kein Wort über den wunderbaren, sonnigen Morgen, über das vorzügliche, deftige Essen, über die Aussicht, heute zu den höchsten Klippen des ganzen Erdteils zu fahren. Nur Gold, nur kaufen, nur besitzen. Es schien ihr, als sei Malhou mit nichts mehr in seinem Leben zufrieden.

„Malhou?“, fragte sie zögerlich.

„Ja?“, sah Malhou sie fragend an.

„Wenn du diesen Topf nun findest, diesen Topf voll Gold oder einen Schatz der Dänen, wenn du dann unsere gemütliche Bleibe im Auenland gegen einen Palast getauscht hast, dein stählernes Roß gegen eines mit der Kraft von 180 lebendigen Pferden und dann noch ein rollendes Haus besitzt, wenn du wie ein Herr und König tafelst, anstatt einfachen Eintopf zu essen, wenn du dein Haupt dann in samtene Kissen bettest, anstatt in einfache Lager. Malhou, darf ich dann noch bei dir bleiben oder passe ich nicht zu deinen Reichtümern?“

Malhou schluckte kurz und herrschte Chez dann an:

„Was ist denn das für eine Frage? Willst du mir jetzt den Schatz madig machen, ihn mir ausreden? Oder willst du ihn sogar für dich, ihn heimlich suchen, ohne mich? Komm, nun aber los, ich haben zu tun und keine Zeit für diesen Unsinn. Und der Schatz gehört mir, merke dir das!“

An diesem Tag reisten Chez und Malhou nach Donegal, den nördlichsten Teil der grünen Insel, bekannt für seine rauhe Natur und seine wilde Schönheit. In Gleann Cholm Cille fuhren die beiden am größten Fischereihafen Irlands entlang und bestaunten die gigantischen Möwen, die sich am Fang der großen Boote schadlos hielten. Fast fühlte sich Chez an die großen Vögel erinnert und es wurde ihr warm ums Herz. Was war das doch für ein schöner Abend gewesen, als Malhou den „Tag des Felsens der großen Vögel“ erfunden hatte und seine Berufung als Geschichtenerzähler ihren Anfang nahm. Wie glücklich hatte Malhou sie damals angeschaut, und wie zufrieden war sie darüber gewesen. Chez zuckte bei diesem Gedanken zusammen und dachte an ihren Traum vom Leprechaun und seine Drohung mit dem Banshee. Welche Grenze konnte er gemeint haben? Hatte nicht schon Patrick davor gewarnt? War das alles nur Zufall oder Einbildung?

Am Abend erreichten die beiden Abenteurer An Charraig unweit der großen Klippen. Sie suchten sich dort eine Herberge und erzählten ihrer Wirtin von ihrem Plan, die Klippen zu erklettern. Die gute Frau war davon gar nicht angetan, verwies auf den drohenden Sturm und daß gerade eine Woche zuvor Leute an der Nordküste vom Wind erfaßt und von der Klippe geweht worden waren. Dann bekamen die beiden Abenteurer Tee im Gästewohnzimmer.

„Sieh dir diese Bilder an“, sagte Chez, als sie genüßlich ihren Tee schlürfte, „das ist ja unglaublich.“

„Ja“, nickte Malhou zustimmend, „Menschen haben schon manchmal einen komischen Geschmack.“

„Aber hier“, Chez schüttelte sich, „ist es besonders seltsam.“

„Ich finde“, sagte Malhou, „die Figuren sind noch scheußlicher als die Bilder. Hast du den dicken Mann im Schneidersitz gesehen, die Gartenzwerge, und diese Feen aus Porzellan?“

Malhou schüttelte sich.

„Habe ich, aber hast du auch die schweizer Kuhglocken entdeckt?“, kicherte Chez.

Aus einem anderen Raum des Hauses hörten die beiden die unverkennbaren Geräusche einer Kuckucksuhr. Malhou sah zu Chez und ihre Blicke begegneten sich, beide starrten überrascht aus weit aufgerissenen Augen.

„Menschen!“, knurrte Malhou.

„Weißt du, wie unsere Wirtin heißt?“, fragte Chez, „sie heißt Mary Service – Maria Dienstleister!“

„Ja“, prustete Malhou, „und ihr Mann heißt Andy Service – Andreas Dienstleister – und er fährt im Auftrag anderer einen kleinen Lastwagen.“

Beide bogen sich vor lachen, und fast war es Chez, als lache da ihr Malhou, frei von Mythen, Legenden, Geschichten und der Gier nach Gold und Schätzen.

Am folgenden Tag brachte Mary Service die beiden an den Fuß der großen Klippe und ein langer Marsch begann. Zunächst schlängelte sich der Pfad zwischen Weiden und Gehöften hindurch, an kleinen Bächen und Weihern entlang. Immer höher ging es, denn schließlich ragten die hohen Klippen über 600m über das Meer. Als das Grün der Wiesen schon spärlicher wurde, gesellte sich eine Gruppe Schafe zu Chez und Malhou.

„Mähhh, geht nicht darauf!“, sagte das erste Schaf, „viel Wind, garstig Wetter, Regen, Hagel!“

Malhou schaute Chez verwundert an. Die Sonne lachte, und alles schien auf eine schöne Wanderung hinzuweisen.

„Mähhh, kommt zurück, kehrt um!“, rief das zweite Schaf, „Gefahr lauert dort oben, niemand geht dort hinauf!“

„Was für Gefahr?“, fragte Chez das Schaf, „was ist denn da oben?“

„Mähhh, niemand weiß es, niemand geht hinauf!“, sagte das dritte Schaf.

„Da siehst du es“, knurrte Malhou gereizt, „nieschaf war dort, aber jederschaf weiß, daß es gefährlich ist. Laß uns weiter gehen, diese Tiere sind mir zu dumm.“

„Mähhh, mähhh, mähhh!“, jammerte das vierte Schaf, „mähhh, mähhh, mähhh!“

Unbeirrbar zogen Chez und Malhou fort, und bald setzte starker Regen ein, der allerdings nicht lange anhielt. Darauf folgte ein starker Sturm, der allerdings ebenfalls nach einigen Minuten abflaute. Kaum waren sie einige hundert Meter gelaufen, als wieder die Sonne schien und sich der Tag wieder freundlich und warm gab. Noch einige hundert Meter weiter in Richtung der hohen Klippe wiederholte sich allerdings das Schauspiel, erst starker Regen, dann Sturm, dann Sonne. Verwirrt zogen die beiden weiter, als plötzlich ein Hagel losbrach, Wind heulte und zudem noch Schlamm und nasser Moorboden ihr Fortkommen behinderten.

„Was ist denn hier los, verdammt!“, fluchte Malhou, „ich laß mich doch von so einer lächerlichen Klippe nicht zum Narren halten!“

„Laß uns umdrehen, Malhou“, rief Chez in die Böen,
„ich kann mich kaum auf den Pfoten halten!“

„Umdrehen, warum denn?“, schrie Malhou in den immer heftiger auf sie eindreschenden Wind, „du wolltest doch auf die Klippe. Jetzt sind wir bald oben, da drehe ich doch nicht um.“

„Mir ist das nicht geheuer, ich möchte weg von hier!“, kreischte Chez und rutschte einige Meter den schlammigen Hang hinunter.

„Wie du meinst“, brummte Malhou und folgte ihr, so kurz vor dem Ziel umzudrehen, widerstrebte ihm, aber auch er konnte nicht abstreiten, daß es sich um das Vernünftigste handelte, was die beiden jetzt entscheiden konnten.

Am Fuße der Klippe angekommen sah die Welt schon wieder freundlich und warm aus. Chez und Malhou wanderten an die Küste und wollten die Klippe wenigstens von dort sehen, allerdings erfaßte sie bald wieder die Wut des stürmischen Windes und gestaltete ihre Wanderung äußerst mühevoll. Endlich kamen sie an einer Stelle an, von der aus sie die ganze Größe der Klippe übersehen konnten. Der Wind war nun so stark, daß selbst ihre Blicke verweht zu werden drohten. Chez stemmte sich mit aller Kraft gegen die tobenden Naturgewalten, schließlich mußte Malhou sie festhalten und beide hinter einen schützenden Felsen in Sicherheit bringen.

„Hier ist es windgeschützt“, murmelte Chez, „hier sollten wir ausruhen.“

„Ja“, pflichtete Malhou bei, „ausruhen.“

Beide sanken aneinander gekauert zu Boden, es war herrlich warm und friedlich in der kleinen Mulde hinter dem Felsen. Dann sahen sie plötzlich einige Tiere auf sich zukommen. Da waren ein Esel, eine Kuh und ein Ziegenbock.

„Hallo ihr beiden“, sagte der Esel, „ich bin Eamonn.“

Malhou stand auf und neigte kurz den Kopf.

„Mein Name ist Malhou, der Geschichtenerzähler. Das ist Chez, die Katze. Du bist also Eamonn, der Esel? Dann sind das Bridget, die Kuh und Cachal, der kleine, weiße Ziegenbock?“

Chez blickte verwundert zu Malhou.

„Ganz recht“, sagte Eamonn, der Esel, „du kennst unsere Namen?“

„Aber ja“, sagte Malhou, „und eure Geschichte von eurem guten Herrn Danny O’Connor, eurem ehemaligen Nachbarn Mick O’Hara und dem kleinen Volk.“

„Das ist gut, Malhou Hund, das ist sogar sehr gut, denn dann weißt du ja, was die Gier anrichtet und was passiert, wenn man die Regeln nicht beachtet und die Grenze überschreitet!“, sagte Bridget, die Kuh.

„Keine Sorge“, lachte Malhou, „ich tue keinem Dornbusch etwas an, ganz sicher nicht.“

„Das ist gut, Malhou Hund“, meckerte Cachal, der kleine, weiße Ziegenbock, „aber du kannst dich auch erinnern, wie all die Dornbüsche auf Mick O’Haras Acker gelangten?“

Malhou schwieg.

„Ich bin sicher, das weißt du“, sagte Eamonn, der Esel, „wir haben die Goldmünzen gesät, die der König des kleinen Volkes uns gab.“

Chez wurde flau im Magen, war doch schon wieder die Rede von Gold.

„Auf wiedersehen, ihr beide, alles Gute für dich, Chez Katze!“, rief Bridget, die Kuh, und Cachal, der kleine, weiße Ziegenbock meckerte zustimmend und freundlich.

„Denk an die Dornbüsche, Malhou Hund!“, rief Eamonn, der Esel, und die drei verschwanden so plötzlich, wie sie gekommen waren.

„Wer waren die?“, fragte Chez.

„Das? Das waren drei der glücklichsten und vergnügtesten Tiere der grünen Insel, und die haben ihrem guten Herrn Danny O'Connor einen großen Gefallen getan.

„Woher kennst du die?“, fragte Chez weiter.

„Die?“, sagte Malhou, „von denen habe ich in meinem Reisebuch gelesen, uralte Geschichten der grünen Insel, weißt du.“

Chez schauderte.

Etwas kitzelte Malhou an der empfindlichen Nase, und er wachte auf. Er wedelte mit der Hand und sah einen wunderschönen Schmetterling davonfliegen, dann blinzelte er in die Sonne und sah, daß sie schon tief stand.

„Aufwachen, wir haben geschlafen“, weckte er Chez, „auf, es ist schon spät.“

An diesem Abend sprachen die beiden wenig. Malhou las in seinem Reisebuch und plante die weitere Reise, die sie in den kommenden Tagen bis an den nördlichsten Ort Irlands führte, den Malin Head. Einige Nächte schliefen sie auf der Halbinsel Fanad und genossen die Abgeschiedenheit des Dorfes Ráth Mealtain, über das sie

eine Menge lernten, so zum Beispiel, daß von dort aus vor vielen, vielen Jahren die adeligen Iren vor den Engländern geflohen waren.

„Traurig“, sagte Chez kopfschüttelnd, „wenn man seine Heimat verlassen muß.“

„Das stimmt“, sagte Malhou, „aber vielleicht haben diese Nichtsnutze wenigstens vor der Abfahrt einen Schatz vergraben, zu dem ein Regenbogen den Weg weist.“

Von der Halbinsel Fanad war es nicht weit in den Teil der grünen Insel, der von England verwaltet wurde. Jahrzehnte lang hatte hier ein Krieg getobt, in dem Iren gegen Iren gekämpft hatten. Zu jener Zeit herrschte eine gespannte Ruhe, irgendwo zwischen Hoffnung und dem Ticken einer gewaltigen Bombe. Als die beiden Abenteurer durch diesen Teil der Insel fuhren, schauten sie ängstlich auf die Polizeiwachen, die wie Festungen verbarrikadiert waren.

„Sieh dir das an, Malhou, das ist ja furchtbar, stell dir vor, wir wären im Auenland nicht sicher und könnten nicht auf die Straße gehen.“

„Nicht auszudenken“, pflichtete Malhou bei, „nicht mal in den Biergarten wohlmöglich.“

„Warum hassen Menschen andere Menschen so sehr, Malhou?“, fragte Chez.

„Ich weiß nicht, Chez“, dachte Malhou laut nach, „eventuell hat die eine Gruppe den Topf voll Gold gefunden und die andere wollte ihn für sich. Aber davon steht nichts im Reisebuch.“

Am dritten Tag des fünften Monats erreichten die beiden Abenteurer die Antrim Küste im Nordosten der grünen Insel. Hier wartete der Giant's Causeway – der Damm

des Riesen auf sie, ein spektakulärer Steg aus fast 40.000 meist sechseckigen Steinsäulen, die vor ewigen Zeiten im Herzen eines Vulkans entstanden waren. Unweit des Dammes des Riesen quartierten sich Chez und Malhou in einer gemütlichen Bleibe ein und planten am Abend ihre Wanderung entlang der Küste zum Damm.

„Hör dir das an, Chez, das ist interessant!“, sagte Malhou und las laut aus seinem Reisebuch vor:

Am 26. Tag des 10. Monats im Jahre 1588 lief das größte Schiff der spanischen Armada, die Girona, in einem schweren Sturm auf ein Riff vor der Küste Antrim's und sank. Nur fünf der über 1300 Mann an Bord überlebten. Das Schiff hatte nicht nur die eigene Ladung transportiert, sondern auch die zweier anderer Schiffe der Armada, die zuvor an der Westküste Irlands gesunken waren. Heute nennt man den Platz Port na Spaniagh, und es werden unermeßliche Reichtümer und ein riesiger Goldschatz im Wrack der Girona vermutet.

„Unermeßliche Reichtümer und ein riesiger Goldschatz“, wiederholte Malhou leise.

Chez schaute Malhou besorgt an und versuchte ihn abzulenken: „Lies mir doch bitte noch einmal die Geschichte vom Riesen vor, die höre ich so gerne.“

Malhou blickte sie aus leeren, großen Hundeaugen an.

„Wenn du möchtest“, flüsterte er und starrte dabei teilnahmslos durch sie hindurch, als seien seine Gedanken in einer weit entfernten Welt unterwegs. Er blätterte in seinem Reisebuch und fand die Stelle.

Die Legende vom Giant's Causeway

Finn McCool, ein Riese, ging seinen täglichen Pflichten an der Nordküste nach, als einer seiner Gegner, ein schottischer Riese, zu schreien anfing und ihn verspottete.

Das ärgerte Finn und er nahm einen Klumpen Erde und warf ihn nach Schottland als eine Herausforderung an den schottischen Riesen, welcher sich mit einem Fels revanchierte. Er schrie, daß wenn er Finn in die Hände bekäme, daß dieser niemals wieder kämpfen könnte, aber er selber könne die kurze Strecke über den Kanal nicht schwimmen, also würde Finn dieses Schicksal erspart bleiben. Finn war darüber wütend und riß große Stücke von den Klippen, um sie in den Meeresgrund zu stecken und errichtete so einen stämmigen Damm nach Schottland. Als er fertig war schrie er: „Nun hast du keine Ausreden mehr!“

Aus Angst, seinen Ruf und Stolz zu verlieren, hatte der schottische Riese keine andere Wahl als über den Damm zu gehen.

Finn war sehr müde, denn er hatte in der Woche, in der er den Damm errichtete, nicht mehr geschlafen und fühlte sich noch nicht bereit zu kämpfen. Er dachte darüber nach, wie er etwas Zeit gewinnen könnte, um sich zu erholen und sich dem Riesen zu stellen und hatte einen genialen Plan. Schnell baute er ein großes Kinderbett, verkleidete sich als Baby, stieg hinein und wartete. Der schottische Riese, an Finns Haus ankommend, schrie: „Wo ist dieser Feigling McCool?“ Er bemerkte das Bett und das Baby dort drin. Er bekam Angst und dachte, daß wenn schon das Baby so groß ist,

wie groß dann erst der Vater sei. Finn kletterte aus dem Bett und baute sich vor dem Riesen auf. In Angst den Vater zu treffen, rannte der Schotte so schnell, wie er noch niemals zuvor gerannt ist, über den Damm zurück und zerstörte ihn dabei.

„Das ist schön“, sagte Chez, „nun laß uns schlafen gehen, damit wir morgen bei der Wanderung frisch und ausgeruht sind.“

Am folgenden Tag, dem vierten des fünften Monats, brachen die beiden Reisenden zu ihrer Wanderung an der Küste von Antrim auf, ein Tag, den sie beide nie vergessen sollten. Die ersten Kilometer an der Küste waren sanft und leicht hügelig, und immer wieder schauten sie von satten, grünen Wiesen zum Wasser hinunter. Dann wurde es felsiger, und schließlich sahen sie erste Säulen und Pfeiler aufragen, ein deutliches Zeihen, daß sie sich dem Damm näherten. Die Küste war außerordentlich schön und erstrahlte in einem goldenen Licht, fast so golden wie der Ginster, der sie säumte, denn im Inneren der Insel tobte ein heftiges Unwetter und schwarze Regenwolken hingen über dem Land. An der Küste aber war es sonnig, und plötzlich, als sie sich dem Damm schon auf wenige Hundert Meter genähert hatten, sahen sie zu ihrer Überraschung über dem Meer einen prächtigen Regenbogen.

„Sieh dir das an, Malhou“, rief Chez aus, „ist der nicht wunderschön!“

„Ein Regenbogen, endlich, der Regenbogen!“, schrie Malhou, und Chez erschrak furchtbar.

Die schwarze Katze hatte in ihrer Begeisterung völlig den Topf voll Gold und Malhous Suche vergessen, sie fand den prächtigen, strahlenden Regenbogen einfach nur schön.

„Aber warum ist er über dem Wasser, wie soll denn da der Topf voll Gold sein, im Wasser, Chez, wie soll das sein, und wo?“, heulte Malhou in den Wind, der von einer Sekunde auf die andere aufgekommen war.

Malhou fiel auf den Bauch und heulte nun noch lauter: „Warum über dem Wasser, vergraben ist der Topf, mein Topf voll Gold! Es ist meiner, meiner, ich will ihn haben, niemand auf dieser Welt nimmt mir meinen Topf voll Gold weg!“

Chez sah Malhou entsetzt an, ihr Atem stockte und sie rang nach Luft. Schließlich brachte sie ein schnarrendes „Malhou, bitte!“ heraus, dann hörte sie ihren treuen Freund brüllen:

„Das ist es! Ja, das ist es! Das Gold, ich habe es gefunden! Mein Gold, es ist das Gold der Girona, im Meer liegt es, der unermeßliche Reichtum der Armada – und der Regenbogen zeigt darauf, vor jedermanns Augen ist der Topf im Meeresboden vergraben, und ich habe ihn gefunden!“

Blind vor Gier stürmte Malhou los in Richtung des Regenbogens und rannte auf den Damm des Riesen, bis er, soweit es ging, auf das Wasser hinaus gelaufen war.

„Mein Gold, mein Gold!“, rief er immer wieder, und schon stand er mit seinen Pfoten in den tobenden Wellen, die krachend über den sechseckigen Säulen des Damms zusammenschlugen. Malhou fuchtelte mit den Armen und verlor den Halt auf den rutschigen Steinen.

„Mein Gold, es ist meines!“, rief er noch einmal, dann fiel er, eine riesige Welle brach sich über seinem Kopf, und er verschwand in der tosenden Gischt.

„Malhou, oh nein, Malhou, nein“, kreischte Chez und wollte gerade losrennen, da sah sie eine riesige Gestalt, die mit mächtigen Schritten angelaufen kam. Chez gefror der Atem, und sie war nicht zu einer Bewegung mehr fähig.

Malhou schlug wild mit den Armen um sich, aber gegen die Wellen, die Strömung und den Wind hatte er keine Chance, immer wieder begrub das Meer ihn unter sich. Mit letzter Verzweiflung hatte er sich noch einmal an die Wasseroberfläche gekämpft, als neben ihm ein gigantischer Felsbrocken ins Wasser schlug. Malhou hörte von weit, weit entfernt einen ohrenbetäubenden Schrei wie von einem Gewichtheber, der eine unvorstellbar große Last stemmt.

Der Einschlag des Felsens verursachte eine riesige Welle, und genau diese Welle erfaßte Malhou und spülte ihn unsanft auf den Damm zurück. Mit einem Gurgeln und Stöhnen aus seiner Kehle kam er auf den Säulen des Dammes zum Liegen, spuckte Wasser und hustete. Jeder Knochen seines Leibes tat ihm weh, sein Kopf schmerzte und vom vielen Salzwasser, das er geschluckt hatte, war ihm hundeelend.

Dann hörte er ein Grollen, ein Zittern, ein Donnern, einen Schrei, ein Erdbeben in seinem Kopf: „Malhou!!! Malhou Hund!!! Geschichtenerzähler!!!“

Malhou blickte verstört auf, und vor seinen Augen verschwamm alles um ihn herum zu einem Zerrbild. Er wischte sich die Augen, die vom Salzwasser brannten, und sah eine riesenhafte Gestalt, die sich drohend vor ihm aufgebaut hatte.

„Finn McCool!“, keuchte Malhou.

„Malhou!!!“, donnerte der Riese wieder, „du Narr! Besudle nicht die Erde Irlands, die alles Gute und Böse gibt und Grün heransprießen läßt mit Deiner Gier!“

Malhou erstarrte und blickte sich zitternd um. Um ihn herum zur linken standen zwei Katzen, jede groß wie ein Kalb und ein alter Mann, der einen Schlüssel zu einem kalten, leblosen Haus in der Hand hielt. Ein Vagabund mit einem Topf voller Suppe in der Hand blickte ihn ebenso scharf an wie eine Bäuerin, die einen sauber polierten Stein hielt.

Er blickte weiter in die Runde und sah, wie sich ein grün gekleideter Gnom näherte, der ein Paar halbfertige Schuhe in der Hand hielt, ein Leprechaun.

„Was...“, stammelte Malhou gerade, da näherten sich ein weiterer Leprechaun im grünem Gewand und ein kleiner, rülpsender Mann im rotem Wams, der ihn grinsend ansah. Malhou wich seinem Blick aus und wandte den Kopf zum Meer, wo er vier wunderschöne weiße Schwäne über das Wasser heran gleiten sah.

Malhou zitterte am ganzen Körper und blickte flehend den Riesen Finn McCool an, als er ein ihm nicht ganz unbekanntes „Mähhhh, mähhhh!“ hörte und eine Herde Schafe erkannte, die auf ihn zulief. Als nächstes gesellten sich ein Esel, eine Kuh und ein kleiner, weißer

Ziegenbock zu der Runde, und nun starrten ihn alle Augenpaare bohrend an. Schließlich meinte Malhou, die Schemen von fast tausenddreihundert Seemännern zu erahnen, die Goldschätze in ihren Händen trugen und die sich um ihn drängten und ansahen.

Da donnerte Finn McCool: „Malhou!!! Höre gut zu, Narr! Geschichten gehören in die Welt der Geschichten, Mythen, Legenden, Erzählungen und Märchen. Du darfst sie erleben und anderen davon erzählen, aber niemals etwa daraus in die andere Welt mitnehmen und damit die Grenze überschreiten. Nur so bleiben auch die bösen Dinge für immer in die Geschichten eingesperrt. Du hast die seltene Gabe der Geschichtenerzähler und lebst zwischen den Welten, du berichtest der einen Welt über die andere – mehr nicht. Vergiß das niemals, Malhou Hund, niemals!!!“

Malhou schloß die Augen und zitterte. Er fühlte sich elend, schuldig und dumm. Er zitterte nun auch vor Kälte, denn er saß pudelnaß auf dem Damm des Riesen, und ein heftiger Sturm zerrte an ihm. Dann fühlte er eine vertraute, samtweiche Pfote auf seinem Kopf, und jemand legte eine wärmende Jacke auf seine Schultern.

„Komm, Malhou, laß uns gehen“, sagte Chez, „du mußt ein heißes Bad nehmen, sonst holst du dir den Tod. Und ein Banshee war schließlich nicht in der Runde, du großer Schatzsucher!“

Chez lachte, und Malhou stimmte leise und erleichtert ein, denn er hatte nun die Augen geöffnet und niemand außer den beiden stand auf dem Damm des Riesen an der Antrim Küste.

Chez und Malhou sprachen kein Wort über die Geschehnisse am Damm des Riesen. Malhou aber war wie ausgewechselt. Die ganze restliche Reise schwärmte er von der Landschaft, dem leckeren Essen und wie gut sein stählernes Roß doch durchhalte, obwohl es nach wie vor beträchtliche Mengen Öl verlor. Er roch an Blumen, badete in Flüssen und Bächen und genoß den sanften, milden Regen im Frühling, wie es ihn nur auf der grünen Insel geben kann. Er freute sich über einfache, aber gemütliche Gasthäuser und erzählte jeden Abend am Kaminfeuer den Einheimischen vom Auenland, dessen Bewohnern und deren Geschichten. Dabei schmiegte er sich ganz eng an Chez und hielt vorsichtig ihre Pfote. Und beide genossen Irland.

An der Pforte zum Auenland besuchten Chez und Malhou wieder ihren Freund Castañeto.

„Hey, ihr beiden, schön euch zu sehen, wie war es auf dieser grünen Insel?“

„Castañeto!“, riefen Katze und Hund aus, „schon wieder gewachsen?“

„Hey, ein wenig vielleicht, guter Boden hier, guter Boden, aber nun erzählt.“

„Schön“, sagte Malhou, „sehr schön, die grüne Insel.“

„Und hast du deinen Topf voll Gold gefunden, Malhou Hund?“, fragte Castañeto.

Chez erschrak ein wenig und schaute Malhou zögernd an. „Ja“, sagte Malhou, „das habe ich, einen Topf voll Gold, einen riesigen Schatz, den größten, den man sich vorstellen kann.“

„Tatsächlich?“, fragte Castañeto, „einen Schatz, einen riesigen Schatz, hey, du bist jetzt reich, Malhou Hund?“
„Oh ja, das bin ich“, antwortete Malhou, „genau so reich wie vor unserer Reise auf die grüne Insel.“
„Aber...“, zögerte Castañeto, „aber hast du nicht gesagt, du hast einen großen Schatz gefunden?“

„Das habe ich auch“, sagte Malhou feierlich, „das Auenland war darin, milder Frühlingsregen, Blumen, Vögel, sauberes Wasser, eine einfache Herberge, ein nahrhafter Eintopf und vor allem Chez und Abende mit ihr, an denen ich Geschichten erzähle.“

*„Ein Lied der menschlichen Stimme erhält sich
länger als das Lied der Vögel.
Wort überdauert allen Reichtum auf und allen
Glanz dieser Erde.“*

Spruch der irischen Märchenerzähler

